Muetersproch

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **19 (1935)**

Heft 9-10

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-419751

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Herzlichen Glückwunsch zum sechzigsten Geburtstage

unserm verehrten Mitgliede

Josef Reinhart

(geb. den 1. Herbstmonat 1875).

Reinhart, den wir mit Stolz zu den Unsern zählen, vertritt schon dadurch unsere Schweizerdichtung trefflich, daß er in der Mundart und in der Schriftsprache schreibt. Und auch dadurch, daß er inner- und außerhalb seiner Dichtung ein verständnisvoller Volkserzieher ist. Das will unser Sprachverein ja auch sein; darum gehört er zu uns.

Mueterspruch.

An der Solothurner Tagung der Schweizerischen Vereinigung für Heimatschutz (1934) sprach Josef Reinhart in gemütvoller Plauderei über Solothurner Lüt und Solothurner Dütsch. Zuerst führte er seine Zuhörer auf den Solothurner Markt und belauschte mit ihnen sein Völklein; denn da „chönne mr einisch lose, was no Soledurner Schnabel het". Und

amene Märet gitts mängisch chly es Gstungg ufem Trottoir, wenn zwoo Bäsine inander bigägne:

„Eh, 's Gattung! di hani jetz ömel au scho ne Ebigkeit nümme gseh. Was läbet er au gäng? Und 's Theresli isch au i dr Stadt! Eh, wie das au gwachsen isch, das Roggeli."

„Gib i dr Gotte 's schöne Hängeli; was i ha welle säge, worum chöömet er au nie amene Sunndig?"

„Joo, mir hei gar lang z'tüe gha mit dr Großmueter, 's het se no gar grüsli lang ummegschleipft."

„Joo, gället au! het sie no grüsli müesse lyde dänk, äb sie ab dr Wält chönne het? He nu, dir heit se jo fasch uf de Hänge treit und i dr Sydewatte ygwigglet gha; keis Lüftli heit er lo anse cho!"

„He joo, sie het nüt z'chlage gha, aber 's ischere guet gange. Was het üserein uf der Wält obe! Het men eis Umues vom Buggel chönnen a Bode stelle, mueß me nes angers ungere Arm näh!"

„He, dir heit ech ömmel nüt z'chlage, wenn me settigi Ching het, wie do 's Theresli, gäll du. Säh, muesch e Batze ha für nes Chrömli."

„Eh nei, was dänket er au Bäsi; wie seisch schön i dr Bäsi! Jo, deheime hets de scho nes Mul, 's isch gar nes grüsligs Schüchbünteli, gäll du!"

„Eh, 's isch besser, weder so nes Schnättergänterli, wies hüttigs tags afange gitt!"

I losen und lose! Dasch no ne Sproch, wo Händ het und Füeß! Alls gseht me lybhaftig wie läbigi Bilder vor den Auge: Sälber gwobe, sälber bachet!

Ebe göh zweu us dr Stadt an is verby, die hei ne gwixtere Schnabel as das Theresli vom Land.

„Du, dasch grisse gsi, i dr Turni, mir hei chönne Foxtrott tanze, 's Lily het dr Phonograph gholt im Auto, fabelhaft isch's gsi, eifach rassig! Tschau! Hesch d'Lilly Harwey gseh i dr letzten Illustrierte, gäll splendit?" tönts mr no i den Ohre.

Eh los men au! So gschyd, wie sie hüttigstags rede, eis Wort vo Paris, eis vo Berlin, gar no es anders us Hollywood! Alls isch „grisse", alls isch „fabelhaft", alls isch „rassig"! Tschau! Aber nüt Sälbergwobnigs, Sälberbachnigs i dr Red!

Alls usem Großwarehuus, au i dr Sproch. Aber nit lang, so gitts scho wieder ne Chehrum z'mache:

„Was briggisch, Chlyne, ho?"

„I — ha — 's Gäld — verlore für d'Medizin!"

„Eh, du arme Schelm! So so, chumm, mr wei's goh sueche! Seh, zeig, chasy heschs no! Briegg du numme nit, Biebli, mir findes scho, gäll!"

Isch's nit fasch wie nes Lied, was do die Frau zu däm Büebli redt?

„Chumm du, mir wei's goh sueche! Heschs nit chasy imene Sack inne? He wohl dänk! Jo, joo!"

Wohl, das isch nes Lied; es het e Melodie. Sie het's niene glehrt, die Frau, die chunnt usem Härz unden use, die Melodie. Sie tönt mr i den Ohre, und übere Märetgräbel use wäiht sie. Nei, en Augeblick het öppis drüber use tönt, us eren offne Wirtshuustüre tschätteret e Phonograph e Schlager, und Eini mit usgrasierten Augsbraue und imbeerirote Läfzge goht verby, drückt 's Hüetli schreg übers Ohr und nimmt dä Schlager mit usem Blächrohr, und mitts dur d'Märetlüt und a dr Frau mitem Büebli verby, so sumserlet sie: „Auch du wirst mich einmal betrügen — Auch du, — auch du, — auch du!"

Verby, — und wieder ghöris i den Ohre, wie die Frau zum Büebli redt: „Briegg du numme nit, Biebli, mir findes de scho, joo, joo!" Wo het sie se glehrt, die Melodie, aß sie im Büebli 's Augewasser tröchnet, aß 's heiter zueneren ufeluegt? 's isch d'Mueterme lodie, die vo deheime, wo kei Blächplatte cha nochemache, keis Klavier, keis Orchester mit hundert Instrmänte, 's isch 's Mueterhärz, wo sen einzig usebringt. Und Eine het se glehrt, sälbi ersti Mueter, i nere länge Nacht, i dr Angst, i dr Freud, im Glück; „So träg se wyter, Mueter, die Melodie!" Sie tröstet, sie gitt Chraft, gitt Freud und Glaube dra, aß öppis über üs isch, wo nis füehrt am guldige Fade, und so lang aß sie no singt, die Melodie, im Huus, deheime, i dr Stadt, im Märetgräbel vo dr Wält, so tönt sie über alli Platten und blächig Tänz und Schlager use. Und so lang nes Chind drvo erwachet us dr Angst, und heiter Augen überchumnt, so lang goht d'Wält nit under: 's isch d'Mueterspro ch, 's isch d'Mueterme lodie.

Dann führte Reinhart seine Zuhörer durch das „verzaggete Ländli" und lehrte überall auf die Sprache der Leute achten, durch den Leberberg, wo sie noch urchiges Solothurnerdeutsch reden; denn

dr wältsch Wy und 's wältsche Wäse isch nit wyter abe gange as bis über Gränche, Selzech use, und vo dr Stadt us, wo dr Basidor [der französische Ambassadeur!] so mängs Johr d'Pariser Moden agäh het, isch nummen öppe ne wältsche Broche ufs Läberbärgerland use gfloge, wenn die Heerelüt im Summer uf ihrne Güetere underm Nußbaum z'Vieri gnoh hei, und d'Madam zu de Burebuebe gseit het:

„Fi donc, quel horreur! machet doch nit so nes Quästins!" Nei, 's Wältsche macht im Soledurner keini Maläste meh, aber göht, wenn me so yporzet isch wie nes Taunerwybli zwüscheme halbdotze ferme Trachtefraue!

Vom Bolstertal heißt es mit feinem Spott:

Sie ghöre sälte ne falsche Ton pfyfe us der fröndе Wält dört hinde. Jä halt! süferli. I ha ghöre säge vo Wältscherohr hinde füre: Uefes Dorf heißt „Rosière" z'Paris, und mir hei i guete Zyte ne Kyno gha, womer „le ventre de Paris" hei chönne gseh drinn. Hübschli, hübschli! Drby heiter nit vergässe, aß eui Großmueter isch goh Räckholderbeeri sueche und im Summer mit Arbeerine der Wältscherohrerjodel gsunge het am Morgen am vieri übere Balmbärg, dr Stadt zue, und wär weiß, äb nit eui Chind morn 's Arbeerichrättli wieder ahänke, und niemer meh einisch es Tömli drvo vernimmt, aß

einisch i guete Zyte eue Götti z'Paris i dr rote Mühli [im Moulin Rouge!] sys Französisch probiert het. So ändere d'Zyte; bald sy höchi Hüet Mode, bald niederi, bald pfyft me Berliner Schlager, bald singt me wieder dr Wältscherohrerjodel.

Schließlich treibt ihn das Heimweh wieder

gäge heizue, is eigene Gärtli, wo men über d'Stadt us gseht, i Buechiberg, is Wasseramt, wo 's Läbe zieht am Sundig und Wärchtig und d'Lüt, die armen und ryche, ob z'Fueß oder im Auto, i dr Bahn oder ufem Töff und Velo, eis und immer numme eis sueche: 's Glück! Und — mängisch vergässe, aß es nummen i dr Heimet lyt, im Heimet bim alte Wald, im Bärg, i de Fälder und Aecher, i de Gärte, i dr Stube ufem Bänkli, i dr Chilche, bimene Buech, bi fründlige Lüte — und aß all die schöne, stillglänzige Sache nes gulldigs Band cha überzieh und zämeha: My Mueterspröch.

Herr Brosi, oder „Man kann warten".

Am Fenster einer Schusterwerkstätte ist etwa zu lesen: „Man kann warten". Das ist unter Umständen sehr angenehm: man zieht den Schuh aus, und während der gute Mann die gerissene Naht in Ordnung bringt, unterhält man sich am bereit liegenden Lesestoff. Einen weniger menschenfreundlichen Sinn hat die Formel bei Herrn Brosi in Basel: Am 14. August abends stand in der N. Z. Z., unser Sprachverein sei mitschuldig an der Entstehung des Adulanismus; am 15. morgens sprachen wir auf der Schriftleitung vor mit der Frage nach Beweisen und erfuhren, daß der Satz auf Treu und Glauben aus Brosis Buch über „Irredentismus in der Schweiz" übernommen worden sei; der zuständige Schriftleiter fragte aber sofort Brosi brieflich nach seinen Beweisen und ging dann in die Ferien ins Ausland. Nach der Rückkehr fand er als „Belege" vor: die Schrift Emil Steiners von 1915, die wir längst als eine Schmähschrift zurückgewiesen haben und in der übrigens das Wort Tessin ein einziges Mal und in ganz unverfänglichem Zusammenhang vorkommt, ferner unsere Jahreshefte 1912 (im Spätjahr erschienen), 1913 und 1915, in denen einige rot angestrichene Stellen beweisen sollten, daß wir an der Gründung der im Mai 1912 erschienenen „Adula" mitschuldig seien. Weitere „Beweise" waren in Aussicht gestellt. Da uns vor allem daran gelegen war, den Irrtum in der N. Z. Z. aufgeklärt zu sehen, wollten wir ihre Unterhaltung mit Brosi nicht stören und sandten ihm daher unsere letzten „Mitteilungen" vorläufig nicht; er muß aber davon gehört haben, und auf sein Gesuch schickten wir ihm das Blatt. Nun versprach er der N. Z. Z., uns eine Erwiderung zu senden, die ihr dann gerade als Beweis dienen sollte; vorläufig ging aber er selber in die Ferien, und als wir ihn etwas dringlich mahnten, schrieb er ein Brieflein: er lasse sich die Frist nicht vorschreiben; seine Antwort werde für uns noch früh genug kommen! Da er aber der N. Z. Z. immer noch Auskunft schuldig war, versprach er ihr die Erledigung auf Ende September, allerspätestens bis 16. Oktober. Bis heute, den 21. Weinmonat, ist noch nichts gekommen. „Man kann warten".

Um aber inzwischen den Lesern doch etwas zu bieten aus den Geistesschätzen dieses Herrn, wollen wir in seinem Buche einige andere Stellen betrachten, die unsern Verein nicht unmittelbar berühren, ihm aber nahe liegen.

Da spricht er von der Teilnahme, die man im Reiche draußen den Rätoromanen in Bünden zu widmen begonnen habe in der Hoffnung, das alte Rätien würde eines Tages „wie eine reife Frucht in den Schoß der Mutter Germania fallen" und dieses „großdeutsche Interesse" habe sich nach dem Kriege erneuert in einem Aufsatz der Berliner Wochenschrift „Ring", wo Erich Brock „am Romanentum scharfe Kritik übt und ihm den unabänderlichen Untergang weissagt". Immerhin wünsche Brock „der vollberechtigten rätoromanischen Nationalität Stärkung und Förderung, um als Wall gegen das Italienertum dienen zu können". Aber mit Unrecht vermisse er den „leidenschaftlichen Drang zur Selbsterhaltung". — Aber wenn Brock die rätoromanische Nationalität doch als vollberechtigt anerkennt (wenn auch scheinbar nur als „Wall gegen das Italienertum"), so kann er sie doch nicht zugleich „in der Schoß der Mutter Germania" treiben wollen, und in der Tat besteht Brocks „scharfe Kritik am Romanentum" einzig in dem Vorwurf, daß die Romanen es nicht kräftig genug verteidigen. Er unterschätzt wohl ihren Verteidigungswillen, aber über den Erfolg kann man in guten Treuen verschiedener Ansicht sein; denn man kann das Romanische wie das Schweizerdeutsche lieben und dennoch seinen Untergang befürchten. Brosis Widerspruch bewirkt eine völlige Entstellung von Brocks Absicht.

Eine ähnliche Entstellung leistet er sich gegenüber Eduard Blochers Buch „Die deutsche Schweiz in Vergangenheit und Gegenwart". Daß sich dessen Verfasser freut über „die vollständige Durchdringung einer romanisch sprechenden Bevölkerung mit deutscher Bildung und Kultur", ist richtig, aber jeder Welsche oder Tessiner täte das Umgekehrte auch, und zum gegenwärtigen Zustand: „deutscher Kulturbereich bei nichtdeutscher Volkssprache" sagt Blocher: „Kein deutscher Schweizer denkt daran, dieses Verhältnis zu stören", im Gegenteil: „wir mögen dieses Stück Heimatleben wohl leiden, hören zudem diese Sprache gern — Um das Aussterben ihrer Sprache zu vermeiden, haben die Romanen einen Verein gegründet". — Bei Brosi heißt das: Blocher „spöttelt über die Romanen, die einen Verein gründen, um das Aussterben ihrer Sprache zu verhüten". Wo ist da der Spott? — Die Tatsache dann, daß bei uns der Staat, der „drei Amtssprachen anerkennt und sich aufs strengste hütet, die eine auf Kosten der andern zu fördern, Geld ausgibt für die Erhaltung einer vierten, die er nicht als Amtssprache anerkennt" und daß „eine Mehrheit sich bemüht, die Sprache einer Minderheit gegen das Eindringen der eigenen zu schützen" — das darf man doch wohl „ein eigenartiges Schauspiel inmitten des von Nationalitätenkämpfen zerrissenen Europas" nennen; aber Brosi behauptet kühn, Blocher spotte mit diesen Worten „über die Generosität der Mehrheit" — also wieder eine bewußte Entstellung. Auf solche Weise schustert er seine „Beweise" zusammen. Aber „man kann warten". Wir warten.

Das muß ich aber kaufen!

Unser Sprachverein bringt soeben etwas ganz Eigenartiges auf den Büchermarkt, nämlich ein Buch, das über unsere Familiennamen Aufschluß gibt. Damit geht ein alter Wunsch des Vorstandes und sicherlich auch sonst vieler Leute in Erfüllung. Denn an einer einigermaßen umfangreichen Zusammenstellung und Erklärung der deutschschweizerischen Familiennamen hat es bis jetzt gefehlt. Der Sprachverein war nun in der glücklichen Lage, einen der besten Kenner dieses Gegenstandes, Prof. Paul Oettli in St. Gallen, für diese Aufgabe zu gewin-